

Nr. 281. Bromberg, den 3. Dezember 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

(15. Fortsetzung.) ———

Kaum ist Hans Römer auf dem Gang draußen, als sich sein Gesicht verfinstert.

„Else! Es ist ernst! ... Sehr ernst ... Mutter hat natürlich keine Ahnung davon. Ich habe vorhin mit dem Chefarzt gesprochen. Der Professor sagt, er muß die Mutter erst mehrere Tage unter Beobachtung halten ... sie darf kaum essen, nicht trinken ... Dann wird sie erst nochmal geröntgt ... und dann will er erst entscheiden, ob sie operiert wird. Und auch das will er nicht allein bestimmen — das soll Vater tun! ..."

Else starrt den Bruder an:

„Vater? ... Das geht doch nicht!"

Sie biegen in den Tiergarten ein. Hans Römer stößt heraus:

„Nein, eben! Geht nicht. Das ist ja die Schweinerei! ... Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich sagen soll! ... Und vor vier Wochen kommt Vater nicht zurück. Keinen Tag vor dem ersten August. Keinen Tag eher! ... Ich kann doch nicht über Mutter entscheiden, wenn sogar der Professor nicht weiß, ob ..."

Am Rosengarten fragt Else, aus tiefem Schweigen heraus:

„Ob in anderen Familien auch so unmögliche Zustände herrschen?"

Aber eine Antwort erwartet sie nicht.

Sie haben sich beide auf eine Bank gesetzt, zwischen spielende Kinder. Verzweifelt. Ratlos.

Um abzulenken, sagt Hans:

„Ich habe eins deiner Kleider ... das schwarze mit den roten Klappen drauf, und die schwarze Kappe, von der so 'ne Feder runterbaumelt, weggeschenkt."

„Macht nichts", sagt Else. „Es war mir sowieso schon über ... Meinst du, daß Mama jetzt wieder viel an Vater denkt? ... Sie spricht überhaupt nicht mehr von ihm!"

Aus Hans bricht es heraus, im Zorn:

„Wenn Vater nicht von selbst, vielleicht aus einer plötzlichen Ahnung heraus, daß Mutter erkrankt ist, schreibt oder sich sonst wie rührt oder meldet, dann rück' ich Inserate in alle Zeitungen ... mit vollem Familien- und Firmennamen! Mir ist alles egal jetzt! Und fordere ihn auf, nach Hause zu kommen! ... Du weißt, wie ich mit Vater stand! Er war mir das Höchste überhaupt, aber nun kann ich nicht mehr mit! Nun ist Schluß bei mir!"

„Wo willst du denn inserieren?"

„Überall! In allen großen Blättern: Berlin, München, Hamburg, Frankfurt, Köln ..."

„Na und Kopenhagen?"

„Wieso Kopenhagen?"

„Ja. Oder Oslo oder Rom oder Paris ... Weißt du denn, wo er sich 'rumtreibt? ... Vielleicht ist er in Amerika, in Afrika, bei den Tellerweibern ..."

„Mach keine faulen Witze."

„Ich mach' keine faulen Witze, Hans. Mir ist sehr erbärmlich zumute! ... Aber eins kann ich dir sagen: ich heiraten? ... Nie! Nach den Erfahrungen mit Vater! ... Sag mal, ist denn euer Betriebsingenieur, der Karsten, wirklich so tüchtig, wie Vater immer sagte?"

„Wie kommst du denn plötzlich auf den?"

„Nur so ... Wir haben doch im Winter mal zusammen getanzt. Ich hab's dir doch erzählt."

Hans Römer blickt, ohne es zu wissen, auf ein kleines Mädchen hinab, das um seine Füße herum aus Erde kleine Kuchen backt, die es mit Lindenblättern ausputzt, und meint:

„Tüchtig ist er, ohne alle Frage, aber nicht bequem. Ich verlange ja nicht, daß einer vor mir 'rumkriecht, noch dazu einer, der älter ist als ich, aber es liegt immer etwas — wie soll ich sagen — so Despektierliches in ihm, wenn er von Vater spricht!"

„Du!" blickt Else auf. „Vielleicht weiß er was?"

„Was denn — was ...?"

„Na, von Vater."

„Wie kommst du denn darauf?"

„Na, weil du doch selber sagst, er hätte keinen richtigen Respekt vor Vater. Und die andern zittern doch alle! ..."

„Nein, das tut er allerdings nicht."

„Na, siehst du!"

Hans zerstört, ohne es zu merken, zehn kleine Sandkuchen mit der Schuhspitze. Das kleine Mädchen sieht entsetzt zu ihm auf, dann läuft es schreiend davon.

Hans sagt:

„Du, Else ... paß mal auf. Du bist ja schließlich ein erwachsener Mensch ... meiner Meinung nach hat Vater einen Knax. Irgend einen Knax! ... Braucht ja nicht schlimm zu sein ... Du weißt ja, unsere Großmutter väterlicherseits ist in einem Sanatorium gestorben!"

„Na, irgendwo muß der Mensch doch sterben."

„Das Sanatorium hatte Gitterstäbe vor den Fenstern, Else!"

„Ach, um Gottes willen ...! Das wußte ich alles gar nicht — Wie war denn das?"

„Vater erzählte mir mal, während ihrer Schwangerschaft, als sie den Vater trug, soll sie ihren ersten Verwirrungszustand gehabt haben. Aber dann, nach der Geburt, wurde es ärger."

Else wird blaß:

„Weißt du, so was ist ganz interessant, wenn's bei anderen Leuten passiert. Aber bei einem selber —"

Else fühlt zum erstenmal, daß jedes Ding je nach dem Standpunkt ein anderes Aussehen hat. Sie möchte darüber reden mit dem Bruder, weiß aber nicht, wie sie es ausdrücken soll. Außerdem ist sie es nicht gewöhnt, mit dem Bruder andere Sachen zu besprechen als die kleinen Selbstverständlichkeiten des täglichen Lebens: die Einteilung des Tages, die wechselseitige Ausnutzung des Wagens und derlei.

Else denkt wieder an die Mutter, und ob sie ihr wohl ein Beruhigungsmittel gegeben haben, als Hans wieder anfängt:

„Wir haben da so 'n Mädel auf dem Bureau . . . am Telephon . . . ich hab sie mal ausgeführt . . . in allen Ehren! . . . Mach kein freches Gesicht, Else . . . Ich dachte, die könnte ein bißchen rumhorchen in der Fabrik, mir zutragen, was man über Vater sagt. Hab' sie auch mal zu einem Graphologen geschickt mit einem Brief vom Vater; aber die eignet sich zu solcher Mission wie ein Igel zur Puderquaste. Vor lauter gutem Willen verpatzt sie alles! Hat also keinen Zweck. Aber nun paß auf: Du bist doch ein hübsches Mädel . . . Wenn wir Karsten mal zum Tee einlüden und du machst dich ein bißchen niedlich . . . Ihr versteht ja so was, ihr Frauen. Vielleicht bringst du ihn — wenn auch nicht gleich beim erstenmal — dazu, daß er sich näher über Vater äußert."

Else nickt ernst:

„Tu das, Hans. Lad ihn ein. Ich glaube, mir erzählt er, was ich will."

Beide stehen auf und gehen nach Hause.

Dann sitzen sie einander gegenüber, im großen getäfelten Eßzimmer, zwischen den dunkelbraunen, schweren, alten Möbeln, noch aus der Zeit des Großvaters mütterlicherseits, und essen . . . geschabte Rüben, Apfelscheiben, Bananen und Radieschen. Denn es ist Rohkosttag, wie alle Mittwoch.

*

Côte d'Azur.

Der Eisenbahnzug schlängelt sich von Cannes nach Vence. In einem Abteil erster Klasse ein einzelner Herr.

Dem Schaffner, der kontrollierend durch den Zug geht, fällt die starke Nervosität des Reisenden auf, der anscheinend einem wichtigen Ziel zustrebt und die Fahrt beschleunigen möchte.

Der Schaffner, dessen Gehalt sich nicht unwesentlich durch die Trinkgelder erhöht, die von den Erster-Klasse-Reisenden oft für geringfügige Dienste gezahlt werden, schiebt die Tür auf.

„Nous arrivons, Monsieur! Dans dix minutes nous sommes à Vence."

„Bon. Il est temps. Envoyez-moi un porteur", antwortet der Reisende im pariserischesten Französisch.

Der Schaffner beschließt, keinen „porteur" zu besorgen, sondern das Gepäck selbst aus dem Abteil zu heben. Er wirft einen Blick auf das Gepäcknetz. Es ist leer. Schade — nur große Koffer!

Er geht weiter. Da wird er von rückwärts angerufen, wieder in der fabelhaft reinen Diktion, die aller Südfranzosen unerreichtes Ziel ist.

„Monsieur, wissen Sie, ob die Post in Vence sehr weit von der Bahn ist?"

„Wir haben Bahnpost, Monsieur. Wenn Sie telegraphieren wollen . . .?"

„Nein, Monsieur. Ich erwarte Briefpost, postlagernd Vence."

„Die Post liegt mitten in der Stadt, Monsieur. Gute zehn Minuten zu gehen. Nach dem Hotel de Ville. In Vence werde ich übrigens abgelöst!"

„Sind Sie in Vence zu Hause, Monsieur?"

„Gott sei Dank, Monsieur. Wo anders möchte ich auch nicht leben."

„Sie können mir einen Gefallen erweisen, Monsieur."

„Aber gern, Monsieur. Was steht zu Diensten?"

„Ich gebe Ihnen meine Visitenkarte. Sie werden die Gefälligkeit haben, zur Post zu gehen oder jemanden hinzuschicken und nachzufragen, ob etwas Postlagerndes für mich gekommen ist. Wollen Sie mir diesen Dienst erweisen?"

„Aber mit Vergnügen, Monsieur, mit dem größten Vergnügen!"

Der Schaffner wirft einen Blick auf die Visitenkarte: Direktor Heinrich Römer.

„Direktor", nicht directeur — also ein Deutscher! . . . Verfluchtes Volk, diese Deutschen! Wie meisterhaft die mit anderer Völker Sprache herumjonglieren!

Wohin darf ich dann die Post oder den Brief bringen, Monsieur?"

„Nirgendswohin. Sie holen die Post ab, damit ist es erledigt. Ich will vermeiden, daß sie nach Wochen in der Poststelle geöffnet und dem Absender wieder zugestellt wird. Sie können den Brief nachher ins Feuer werfen oder zerreißen. Monsieur — das ist mir gleich. Natürlich lesen brauchen Sie ihn nicht."

„Ah! mais, Monsieur . . . fremde Briefe lesen!"

Der Schaffner denkt: verrückte Nation, diese Deutschen! Beinahe so verrückt wie die Engländer!

„Können Sie mir sagen, Monsieur, wann genau der nächste Zug wieder nach Cannes zurückgeht?"

„Morgen früh um . . ."

Direktor Römer winkt ungeduldig ab:

„Nicht morgen. Heute. Gleich. Der nächste Zug?"

„Verzeihung, Monsieur, ich dachte . . . Eine halbe Stunde nach unserer Ankunft in Vence geht bereits ein Zug zurück nach Cannes."

„Ich besorge dann auch gleich einen Träger, Monsieur."

„Danke, Monsieur, nicht mehr nötig."

Er hat eine Spinne an der Decke, dieser Deutsche, denkt der Schaffner — verrückt, total verrückt! . . . Aber er steckt mit einem ergebenen „Merci, Monsieur!" die zwanzig Frank ein, die ihm der Reisende hinreicht.

Römer hängt seinen Gedanken nach: — eigentlich blödsinnig, daß er extra nach Vence fährt, um sich die Empfangsbestätigung für das Geld zu holen! Aber — man konnte ja nie wissen . . . Er war überhaupt reichlich nervös diesmal! . . . gar nicht in Form.

Unter einem Unstern hatte die Reise ja schon begonnen! . . . Die Schweinerei da mit dem Becker! . . . ob der Karsten wohl fähig war, den Betrieb allein zusammenzuhalten, bis der Prokurist wieder antreten konnte? . . . War doch gut gewesen, daß sich sein Gerechtigkeitsgefühl dagegen gesträubt hatte, den Karsten zu entlassen — nach der fatalen Begegnung in Marienbad. Aber es lag in Römers Art, den Zorn über peinliche Zwischenfälle an sich selbst und nicht an anderen auszulassen.

Er hatte dem Karsten damals sogar freiwillig eine Gehaltserhöhung zugesprochen. Es war kein Schweigegeld, was er ihm da auswarf — denn es war ja noch gar nicht einmal sicher, daß der Karsten ihn wirklich gesehen hatte, wie er da in der Hotelhalle, gegen das Tageslicht stehend, die Auseinandersetzung mit dem Portier hatte, während Manon Luchon der Mantel herabgeglitten war, daß sie dastand in ihrem hellgrünen Trikot — noch von der Abendvorstellung her . . . Und wenn selbst Karsten ihn gesehen hatte — es konnte da für den Ingenieur nur eine Deutung geben . . . Aber solche Vergehen bucht ein Mann dem anderen nicht auf Schuldkonto! . . .

Wie zerschlagen fühlt sich Römer. Die Geschichte bekommt ihm diesmal nicht! Sechsundvierzig Jahre sind auch für einen Mann wie ihn keine Kleinigkeit! Gerade für ihn, bei seinem Verbrauch an Nervenkraft! Und — er benötigt alle seine Kräfte, die körperlichen und die geistigen! . . . Es gab Leute, die schon mit ihrem einen Leben nicht fertig wurden . . . und er? . . . Er hatte sich überreich belastet mit Erleben.

Er legte den Kopf an das weiße Schutzdeckchen mit dem eingearbeiteten P.L.M. über dem grauen Sammet der Polsterwand und zieht den in der Ecke hängenden Mantel schützend über sein Gesicht.

Er denkt an seine Frau, die — so klug sie ist — es nicht verstanden hat, sein Vertrauen zu gewinnen. Weil sie immer zu fordernd gewesen war mit ihren Blicken und ihrer ständigen Bereitschaft, ihm zu verzeihen.

Er wollte, er brauchte kein Verzeihen! Das eben hatte die Manon Luchon verstanden! Und darum war sie ihm wertvoll geworden. Die Manon hatte es gewußt, daß seine Ausbrüche keine Zeichen von Schwäche waren, die Verzeihung erheischten. Nein, daß es gerade seine besondere Stärke war, daß er es verstanden hatte, seinem Leben die Kurven zu geben, die er brauchte, um den beiden Polen seines Wesens Auswirkungsmöglichkeiten zu schaffen.

Nie hatte sie geklagt, die Manon Luchon, wenn er zehn Monate des Jahres aus ihrem Leben verschwand! Nie hatte sie versucht, sich an ihn heranzudrängen, außerhalb der Zeit, die ihr zugemessen war! Und hatte doch vom ersten Tage an, seit jener Aussprache in Marienbad, seinen Namen gewußt, seine Adresse, den Namen seiner Frau, seiner Kinder.

Manon Luchon —

Römer ist eingeschlafen.

(Fortsetzung folgt.)

„Malkasten 18 . . .“

Skizze von Sophie Freiin Stjerna.

Die Schritte der Besucher hallten durch die große Halle. Im kühlen Luftzug — draußen stürmte und regnete es — pendelten unzählige Leimfliegenfänger von der Decke herab — hin und her. Sie hingen immer hier, auch zu dieser westdeutschen Winterzeit, und es roch säuerlich, merkwürdig scharf, fast wie nach abgestandenem Wein. Es kam von den Kakaobohnen, die in zahllosen, hoch aufgestapelten Säcken lagerten und auf ihre Verarbeitung zu süßen Dingen warteten.

„Hier würde man wirklich nicht glauben, in einer Schokoladenfabrik zu sein“, sagte eine junge Frau staunend; vielleicht hatte sie Pralinen am laufenden Band sofort zu ihrem Empfang erwartet. Aber auch jene kamen geschmolzen und geeist, gerüttelt und geschüttelt in das Blickfeld der Besucher, zunächst jedoch ging es treppauf, treppab. Maschinen mahlten, mischten und mengten und sangen das lärmende Lied eiserner Arbeit dazu. Bald war es sehr heiß, bald empfindlich kalt. Endlos dünkte den Besucher die Kette der laufenden Formen, die über Klopftische und glasverdeckte Kühlbahnen glitten, bis ihr Inhalt an den Einschlagmaschinen ihr buntes schützendes Kleid erhielt. Wie eine schwere Wolke lagerte eine süßlich aromatische Luft überall und wurde vielleicht nur von den ganz jungen Besucherinnen schön gefunden.

„Ach! So wurden die geformt, geschnitten!“ In diesen endlos langen Räumen taten viele weißgekleidete Frauen und Mädchen nichts anderes als den Pralinenkern in heißer Schokolade baden, ihn mit zierlichen Instrumenten herausfischen, verzieren, formen, und schon sauste er am laufenden Band davon. Ganz fern dahinten — man konnte ja durch all die Glastüren so weit sehen — lag er schon in einer hübschen Schachtel, und ein weißbemützter Mädchenkopf beugte sich über bunte Seidenbandrollen, aus denen in zauberhafter Geschwindigkeit geschickte Finger die zierlichsten Rosetten knoteten. Viel Bewunderung, viel Staunen wurde laut. Lange durfte man nicht stören, um diese Zeit herrschte Hochbetrieb in allen süßen Werkstätten; den Mädels an den Maschinen war's Abwechslung. Sie hoben gern mal den Kopf und ließen die Augen blitzen. Rheinische Mädchen! Spitze Zungen hinter roten Mündchen. Gut, daß nicht jeder Besucher den Dialekt verstand!

Der alte Maler lachte herzhaft: „So'n lecker Dierken!“ Tausend Sprühteufelchen hatte das rotblonde Ding in seinem Blick. Noch einmal jung sein, noch einmal — er seufzte verstohlen — Karneval wie einst; die wär' die Rechte dort dazu. Sein Blick glitt über die vielen Mädchengesichter — man war mittlerweile im Formsaal des Marzipans gelandet — und manch Stäubchen Puderzucker gab blassen Wangen den Schmelz von Pfirsichhaut. Ihn reizten nicht die süßen Kostbarkeiten. Den Marzipanschweinen, -würsten und -männlein galt kaum sein Lächeln. Ihn fesselten weit eher die formenden Hände, die Stirnen der Arbeitenden. Als Künstler sah er anderes und mehr in allen Gesichtern, und es konnte vorkommen, wie eben jetzt, daß er das Weitergehen vergaß. Viele Farbtöpfe und Pinsel gab es an diesem Tisch, und wenn damit auch nur sehr kunstferne Dinge wie Blutwurst, Schinken- und Sardellenbrötchen naturgetreu bepinselt wurden, so schlug es doch in sein Fach. Schon hatte er den Pinsel in der Hand, erschreckt sah das Jüngferlein hoch. Nein, nein, er wollte ihre Sardellen nicht rot anmalen. „Halt still, Kindchen, ja, auch die Schnüß! So wie du eben saßest, so.“ Und der karmoisinvergnügte Pinsel hatte im Handumdrehen, auf weißem Blatt, das Profil der Kleinen, jetzt fast so rot wie ihr Bild erglühenden Formerin hingezaubert. Es gab viel Freud' und heitere Unruhe an den Nachbartischen.

„Ihren Namen noch darunter, Herr Malersmann!“ bettelte die Kleine. „Sonst ist's wertlos“, lachte sie verschämt. — „Was du nicht sagst, du Krott!“ setzte der alte Herr seinen Namen, vielleicht zum ersten Mal, unter solch eßbare Farbenpracht, und es war einer mit gutem Klang. Das kleine Mädel starrte nur auf das Blatt in seinen Händen. „Herr Professor, daheim — Mutter hat . . .“ Da war der alte Künstler schon ihren Blicken entschwunden. Die Aufsicht hatte ihre liebe Not, Ordnung und Fleiß wieder herzustellen, und einem staunenden, kleinen Neuling, der so wie so zu langsam arbeitete — er hatte Marzipanradschlägerlein schwarze Höschen aus Schokolade anzuziehen — trug die Neugier ernsten Tadel ein. —

Vom Rhein herauf drangen die Nebelhörner der Schiffe. Regenfeuchte Wolken gaben sich alle Mühe, in das Innere einer der gemütlichen kleinen Weinstuben zu gelangen, von denen es um St. Marien und um den Dom herum eine stattliche Anzahl gibt. Sie haben auch alle ihre Stammkundschaft, und es ist kein Zufall, daß sich „In der Wichsdos“ die Kapläne und „Im Krützche“ die Künstler so besonders wohlfühlen.

Es war nicht hell in dem schmalen holzgetäfelten Raum. Die kleinen in Blei gefaßten Fensterscheiben ließen auch am Tage nicht viel Licht herein. Aber es trank sich gut hier, denn die Schoppen waren billig und süffig zugleich, und manch edles Gewächs ruhte noch verborgen im alten Keller am Rhein.

Professor Farbenhuck wischte sich mit seinem türkischroten Taschentuch den kahlen Schädel. Ihm stand der Sinn heut nicht nach vielem Reden. Da man ihn in diesem Kreise gut kannte und wußte, wie lebhaft er zu plaudern verstand, ließ man ihn nach etlichen vergeblichen Bemühungen gewähren. „Das kommt von so süßen Sachen“, meinte jemand, schwieg aber, als er sah, daß der Professor auf der Rückseite der Weinkarte emsig zeichnete. Arbeit, das Aufleuchten einer Idee, wurde hier geachtet. Es war in diesem Raum schon manches große Werk geboren. Auf eine zerknüllte Weinkarte mehr oder weniger kam's nicht an.

Dies Mädchengesicht — der Professor trank hitzig —, dieses süße Profil, daß er auch nicht darauf kam! Bestimmt war es ihm schon einmal begegnet. Zum Teufel, wo? Und wieder zeichnete er. Kleine rätselhafte Maid! In seinem Atelier würde er's finden. Ob es nur eine Ähnlichkeit war, die ihn narrte, ob . . .

Er fand es nicht, und er entsann sich nicht. Wohl hatte er die Mappen mit Entwürfen, die Zeichnungen, die Ölskizzen durchgesehen, aber das gesuchte Profil blieb unauffindbar, und das ganze kleine Erleben schien in Vergessenheit zu geraten, bis die Post ihm eines Tages einen Brief zutrug. Ungelenke Schrift. Er drehte und wendete ihn. Der Inhalt dünkte ihm schwer.

Beim Öffnen fiel ihm ein Bild entgegen, eine kleine, ganz alte Photographie. Stark verblaßt, aber doch gut zu erkennen — ein süßes Profil. „Da schlag doch eener ens lang hin!“

Professor Farbenhuck fluchte, und das tat er nur, wenn ihn etwas packte, und dann auch nur in seinem geliebten Düsseldorfer Platt. Geschrieben war gar nichts. Nur von seiner eigenen Hand stand auf der Rückseite, kaum zu entziffern: „Süße Liebe. Malkasten Karneval 18 . . .“ Und in seinem Arm das süßeste Schokoladenmädchen, das Hollands Grenzen je verlassen. Ja, so hatte er damals empfunden, als er noch — o selige Zeit! — an der Akademie studierte. Das Bildchen kannte er, o ja, hieß sie nicht Josefa, oder — ach das hatte er alles längst vergessen, bis das kleine zarte Fabrikmädelgesicht ihn so sonderbar angerührt. Augen hatte sie gehabt wie die braune Schokoladenmasse um sie herum, nur mit den Goldtupfen der besten Pralinen darin. Und Lippen so rot, vom Lecken am Pinsel gewiß; die der Mutter hatte er erst rot geküßt, dann hatten auch sie so purpurn geglüht. Nun wußte er, in welchen Mappenjahrgängen er die Josefa-Bilder zu suchen hatte. Aufseufzend wollte der alte Herr das Bildchen wieder in das weiße Blatt der Umhüllung packen, aber da war doch ein Stempel drauf und er las: „Josefa Wunderlich. Bilder und Antiquitäten. Alte Glockengasse 3.“

Professor Farbenhuck lachte und langte nach der geliebten kurzen Pfeife, die kalt geworden war; aber genau wußte er es noch nicht, ob er „die beiden Frauen Wundersam“ aufsuchen würde.

Eine Flotte strandet.

Erzählung von Gustav A. Schwab.

Seit 232 Jahren ist Gibraltar, der auch heute noch wichtigste Eckpfeiler britischer Seemacht auf dem Mittelmeer und wichtigster Wächter am Schiffsweg nach Indien und dem Fernen Osten, in Englands Hand. Als Eroberer des gewaltigen Festungsfelsen, einer der beiden von alters her berühmten Säulen des Herkules, segelte Admiral Sir Claudesley Shovelim im Herbst 1707 mit seinem Geschwader von sieben großen Kriegsschiffen der Heimat zu. Aber die heimatnahen Gewässer am Westeingang des Kanals sind gefährlicher als manch andere Stellen auf dem Heimweg. Die Herbstnebel bei den Scilly-Inseln und bei Kap Landsend an der Cornwallküste, die Stromversetzungen in dem Labyrinth der Riffe dort haben schon vielen Schiffen Not und Verderben gebracht. Als das Geschwader

Sir Claudesleys sich diesen Gewässern näherte, war es beginnende Nacht, und Nebel brauten über der See.

Unmöglich, den Schiffsort genau auszumachen und den Kurs zuverlässig zu setzen.

Der Admiral läßt seine Schiffe in nur ganz langsamer Fahrt in offener Formation weitersegeln und überlegt, ob es nicht besser ist, beizudrehen und ein Aufklaren abzuwarten. Aber ehe er sich so oder so entschließt, tritt der Wachoffizier des Flaggschiffs heran mit der Meldung: Ein einfacher Matrose hat es gewagt, ungefragt den Mund aufzu tun und zu sagen, der gesteuerte Kurs sei falsch und gefährlich. Es müsse beigedreht werden.

„Wieso? Warum?" Ja, er, der Matrose, ist Scilly-Mann, kennt das Wasser hier wie seine Hosentasche, hat hier oft genug schon Lotsendienst getan. „Na und?" Er hat die Stromversetzung beobachtet, und die Nähe der Inseln, die kann er — riechen. Ja, so sagt er, er kann sie riechen. Der Leutnant hat den Mann erst auslachen wollen — die Insel riechen? Ha, ha!

Aber der Matrose hat ein so ernstes Gesicht gemacht und so sorgenvoll vorausgeschaut. Da hat der Wachoffizier den Mann dem Admiral vorgeführt. Und der ist über das Dreinreden in die befohlene Navigation schrecklich wütend geworden und hat ihn so heftig angeschrien, daß unter der umherstehenden Mannschaft sich lautes Murren bemerkbar machte. „Was? Meuterei? Will der Kerl bei seinen Reden bleiben?" Jawohl, das will er. So weitersegeln bedeute Untergang. Da reißt Sir Claudesley die Geduld. „Auflehnung gegen seinen Befehl?" Offene Widersetzlichkeit? An die Rahe mit dem Kerl! Sofort!" Und nach ein paar Minuten hat der Scilly-Mann das Tau um den Hals. Verbissen steht der Admiral auf dem Achtereck. Lieber selbst zum Teufel gehen, als sich der frechen Schnauze eines Meuteres beugen. „Kurs wird durchgehalten!" befiehlt Sir Claudesley kurz und barsch.

Delinquenten steht ein letzter Wunsch frei. Jack Johnson, oder wie der Mann heißt, hat einen sonderbaren Wunsch: Erlaubnis, den 109. Psalm lesen zu dürfen. Wie, Bibelverse? Das ist gewöhnlich nicht eines rauhen Seemannes Art. Aber — es mag geschehen. Der Matrose bekommt also die Bibel in die Hand und liest bei schwankendem Decklaternenlicht. Nur ein paar Verse: „Sie beweisen mir Böses um Gutes und Haß um Liebe. Seine Tage müssen wenige werden ... und sein Amt muß ein anderer empfahen ..." Der Admiral horcht auf, seine Augen sprühen, ein paar Leutnants und Bootsleute stoßen sich an und grinsen. Der Cornwallmann aber liest weiter: „Seine Kinder müssen Waisen werden und sein Weib eine Witwe ..." Da platzt der Admiral schier vor Wut; er hört kaum mehr, was da in dem Psalm noch steht von „Schimpf und Schande für die Widersacher". „Heiß auf!" brüllt Sir Claudesley, und noch nie hat er mit solcher Genugtuung jemand hängen sehen ...

Das Geschwader gleitet weitet, der Nebel bleibt weiß, dick und weich. Aber plötzlich gellt vom Ausguck auf dem Vormars eine entsetzliche Stimme: „Brandung voraus!"

Admiral und Offiziere, Bootsleute und Matrosen fahren herum. Kaum einen Steinwurf weit steht voraus hohe weiße Brandung. Fast zu gleicher Zeit fegt von achtern her eine Bö gegen das prächtig verzierte, hohe Heck der „Association", die die Admiralsflagge trägt, und wirft sich mit voller Wucht in die Segel. Hastige Kommandorufe zu schnellstem Abdrehen. „Ruder hart Steuerbord!" Warnungssignale an die Schiffe, die weiter zurückstehen, aber — es ist zu spät. Mit dumpfem Krach und schwerem Stoß setzt das Flaggschiff auf das Riff auf, gleich darauf auch der „St. George". Eine neue Bö braust heran, fegt den „St. George" mit einer hohen See in tiefes Wasser, aber so, daß er der „Association" die Flanke aufreißt. Gurgelnd sinkt das Flaggschiff in wenigen Minuten weg. „Royal Ann", eine Seemeile in luv segelnd, kann noch hart Ruder legen und an dem Felsenriff vorüberschrammen. Aber der Stein reißt ihr die Backbord-Heckgalerie weg. „Eagle" und „Rommney" scheitern und gehen verloren mit allen Leuten, „Firebrand", schwer havariert, sackt weg, und nur der Kommandant und vierundzwanzig Mann können sich in ein Beiboot retten. „Phoenix", die auch festgesessen hat, kommt allein glücklich wieder frei ...

Nicht weniger als zweitausend Mann hat der Eigensinn des Admirals das Leben gekostet. Ihn selbst haben die Seen wild mit fortgerissen, gegen das Riff geschleudert und dann erst acht Seemeilen weit fort in einer Bucht an den Strand geworfen. Nur an seinem Siegelring hat man den Admiral wiedererkennen können.

Der einzige Überlebende des stolzen Flaggschiffes wird, als man das antreibende Strandgut birgt, von einer Klippe weg geborgen. Von ihm hat man die Geschichte von dem unverdient Gehängten gehört, die man sich heute noch an der Cornwall-Küste erzählt und an die kürzlich die englische Marinezeitschrift „Naval Record" erinnerte. In dem Küstenstädtchen Penzance wird dem Fremden noch jetzt das gewaltige, herrlich geschnitzte Wappen vom Spiegel des Flaggschiffs des unglückseligen Admirals gezeigt, der vor den Toren der Heimat seine Flotte und das eigene Leben mit 2000 anderen verlor in Trotz und Zorn.



Bunte Chronik



Der schießende Lakai.

Zu einem aufregenden Zwischenfall ist es dieser Tage in Warschau gekommen. Ein dort lebender Universitätsprofessor hatte vor einiger Zeit einen Diener eingestellt, dem er aber bald darauf wieder kündigen mußte, da sich der Mann Unregelmäßigkeiten hatte zuschulden kommen lassen.

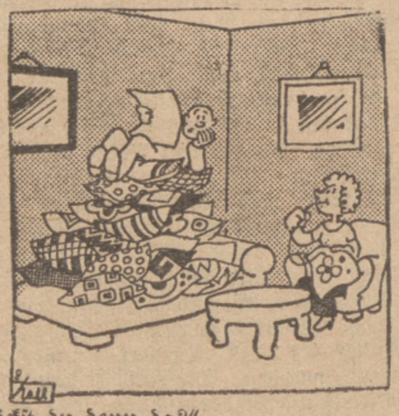
Am Tage nach der Kündigung wurde der Diener jedoch plötzlich tobsüchtig, oder wenigstens tat er so. Er raste wie besessen durch die Wohnung, schlug wild auf die Hausangestellte ein, bis diese unter den wuchtigen Hieben zusammenbrach. Dann holte er aus einer Schublade die Pistole des Gelehrten und drang in das Zimmer der Hausfrau ein. Laut schreiend richtete er die Waffe gegen die Frau des Hauses und drückte ab. Glücklicherweise hatte die Pistole jedoch eine Ladehemmung, so daß ein großes Unglück verhütet wurde. Die durch den Überfall zu Tode erschrockene Frau hatte außerdem so viel Geistesgegenwart, dem tobsüchtigen Diener eine Haarbürste, die sie gerade in der Hand hielt, ins Gesicht zu werfen und dann laut um Hilfe zu rufen. Ihre Hilferufe wurden von Passanten auf der Straße gehört, die sofort die Polizei alarmierten. Als die Beamten in die Wohnung eindrangen, hatte sich der tobsüchtige Lakai in der Küche eingeschlossen, wo er mit dem Revolver um sich schoß. Die Polizeibeamten sahen sich daher gezwungen, mit Tränengas gegen den Tobsüchtigen vorzugehen. Sie zertrümmerten ein Fenster und warfen eine Tränengasbombe in die Küche. Nach einer Weile konnten sie dann den Mann festnehmen und zur Wache schaffen.



Lustige Ecke



Zu Weihnachten.



„Was stickst du denn da?"
„Ein neues Sofakissen, Liebling!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.